Dayanita Singhs Bilder zeigen stets Spuren von Beziehungen.

«Fotografie ist wie rohes Gemüse»

Die indische Fotokünstlerin Dayanita Singh lehrt uns, Altes immer wieder neu zu sehen. Eine Begegnung in Delhi.

Text: SUSANNA KOEBERLE

FOTO: MARK HENLEY / PANOS PICTURES

ALLES GEHT GANZ SCHNELL. Schon kurz nach meiner Interviewanfrage per E-Mail will Dayanita Singh facetimen. Ihr gut gelauntes Gesicht erscheint auf dem Bildschirm, und schon löst sich das unnahbare Bild auf, das ich von der international bekannten Fotokünstlerin hatte. Diese herzliche Form des Austausches wird bis zu unserem Treffen andauern.

Einer der ersten Begriffe, die im Gespräch mit Dayanita Singh fallen, ist «dissemination». «Verbreitung», darum gehe es ihr, sagt sie. Wobei das deutsche Wort die Bedeutung nicht vollständig erfasst. Dayanita Singh will Kunst möglichst vielen Menschen zugänglich machen, etwa über das Medium Buch. Das Buch ist ein demokratisches Mittel der Kunstverbreitung – ein Buch ist günstiger als ein Gemälde oder eine Skulptur. In diesem Zusammenhang sind auch Singhs Verkaufshappenings von Bedeutung. Dabei wird jedes einzelne Buch von ihr signiert und liebevoll in Stoff verpackt. Wer etwas kauft, wird zugleich mit einer Begegnung beschenkt. Und zum Kurator geadelt. Wer ein solches Werk besitzt, kann ohne grossen Aufwand eine eigene Dayanita-Singh-Ausstellung auf die Beine stellen. Die Ideen der Künstlerin verbreiten sich.

Aber «dissemination» beinhaltet auch die Vorstellung des Keimens, das Wort geht auf das lateinische Verb «disseminare» für Aussäen zurück. Es stammt aus der Welt der Pflanzen. Durch die Verbreitung einer Idee verändert man seine Umgebung.

Zum ersten Mal begegne ich Dayanita Singh ein paar Wochen später in Italien, genauer in Bologna. Dort veranstaltet die gebürtige Inderin im Staatsarchiv eine kleine Zeremonie. Sie schenkt dem «Archivio di Stato di Bologna» eine ihrer «pillars» – wie sie sie nennt: aufeinandergestapelte Holzstrukturen, die mit ihren Fotografien bestückt sind und wie Säulen aussehen. Mit diesem Geschenk bedankt sie sich dafür, dass sie im Archiv der Hauptstadt der Emilia-Romagna fotografieren durfte. Die Schenkungsfeier im kleinen Rahmen hat etwas von einer Performance. Mit einer fast tänzerischen Bewegung entfernt die Künstlerin die Plastikhülle, die das Kunstwerk verdeckte. Sie scheint beglückt, und alle Anwesenden applaudieren. Doch kurz danach verrät ihr kritischer Blick, dass sie etwas verändern möchte an der Komposition der Bilder. Die schweren Holzteile werden von zwei Freunden umgestapelt, bis es für sie stimmt.

STUDIUM IN NEW YORK

Dayanita Singh ist international bekannt für ihre Künstlerbücher, die sie als tragbare Museen versteht. Ein besonderes Merkmal ihrer Arbeit ist, wie sie Fotografie präsentiert und damit die Grenzen des Mediums erweitert. Ihre Schwarz-Weiss-Fotografien von Menschen – Freunden, Familie, Musikern oder Tänzerinnen –, Archiven oder Bauwerken zeigt sie meistens in mobilen, selbst entworfenen Holzstrukturen.

Es gibt zwei unterschiedliche Denkschulen, wie man sich der Arbeit einer Künstlerin nähern kann: Entweder man setzt bei der Biografie an oder beim Werk. Bei Dayanita Singh sind beide Herangehensweisen gleichermassen aussagekräftig. Bereits ihre erste Publikation aus dem Jahr 1986 ist prägend für ihr Leben und ihr Schaffen. Das Buch hiess «Zakir Hussain», nach dem legendären Tabla-Spieler und Komponisten (1951–2024), der eine zentrale Rolle spielte in Dayanitas Werdegang. Die Tabla ist ein indisches Perkussionsinstrument, dessen rhythmische Klänge etwas Tranceartiges besitzen. Diese musikalische Technik übersetzte Singh in ein Buch, indem sie die rasterartigen Bildsequenzen von Kontaktabzügen collagierte und mit handgeschriebenen Notizen kombinierte. Das Buch erschien bereits während ihrer Studienzeit am National Institute of Design (NID) in Ahmedabad, wo sie visuelle Kommunikation studierte.

Während sechs Wintern begleitete die junge Frau die Truppe von Hussain und tourte mit den Musikern durch Indien. Die Gruppe spielte zwar traditionelle indische Musik für ein breites Publikum, war aber schon früh in Kontakt mit westlicher Musik gekommen. Hussain traf als Jugendlicher das Beatles-Mitglied George Harrison, der nach Indien gereist war, um beim Sitar-Meister Ravi Shankar zu studieren. Während ihrer Tour mit Hussain hielt Singh nicht nur seine Auftritte fotografisch fest, sondern auch den Alltag der Musiker. Sich auf eine einzelne Figur zu konzentrieren und ihr Leben zu ▸▸

«Zakir Hussain Maquette» (Steidl, 2019) ist eine Neuauflage des Buches, das Singh 1986 als Studentin veröffentlichte. Es handelt von ihrem Mentor, dem indischen Tabla-Spieler.

Singhs Jacke mit neun Taschen macht den Träger oder die Trägerin zu einem mobilen Museum (Museum Bhavan, Steidl 2017).

FOTOS: DAYANITA SINGH STUDIO

Das Frühwerk der Künstlerin aus den achtziger Jahren, versammelt im Buch «Let's See» (Steidl 2022).

Mona Ahmed, tanzend in der Mitte, lebte in Delhi auf einem Friedhof. Mit ihr verband Singh eine tiefe Freundschaft. Das Foto stammt aus «Museum of Dance (Mother Loves to Dance)».

Singhs Fotosammlung «Museum of Dance (Mother Loves to Dance)» im Gropius-Bau in Berlin, 2022.

Eines der neun Leporellos im Museum Bhavan. Das Buch verwandelt sich in eine Ausstellung vor dem Taj Mahal.

Dayanita Singh trägt auf der India Art Fair 2015 eine mobile Ausstellung ihres Buches «Museum of Chance» mit sich.

dokumentieren, war damals in der Fotografie ungewöhnlich. Später entschied sie sich dazu, in New York eine Ausbildung zur Fotojournalistin und Dokumentarfotografin zu absolvieren. Von Zakir Hussain habe sie gelernt, zu fokussieren – denn beim Spielen muss der Musiker ganz bei seinem Instrument sein und alles andere ausschalten können. Der Fokus zähle nicht nur in der Fotografie, er sei auch im Leben als Künstlerin zentral, sagt sie. Geprägt habe sie auch sein Konzept der Dissemination. Denn schliesslich tat der Musiker genau das: Er brachte klassische indische Musik in Umlauf.

Singh wuchs als älteste von vier Schwestern in einer gut situierten Umgebung auf, die in mehrfacher Hinsicht von Transformationen gekennzeichnet war: Als Kind musste sie nach der Teilung Indiens im Jahr 1947 mit ihren Eltern von Lahore nach Delhi ziehen. Ihr Vater, erzählt sie bei unserem zweiten Treffen in ihrem Atelier in Delhi, sei besessen gewesen von der permanenten räumlichen Umgestaltung ihrer Wohnung. Wenn Gäste kamen, zauberte er aus dem Wohnzimmer ein Schlafzimmer. Auch sonst habe er ständig Möbel umgestellt.

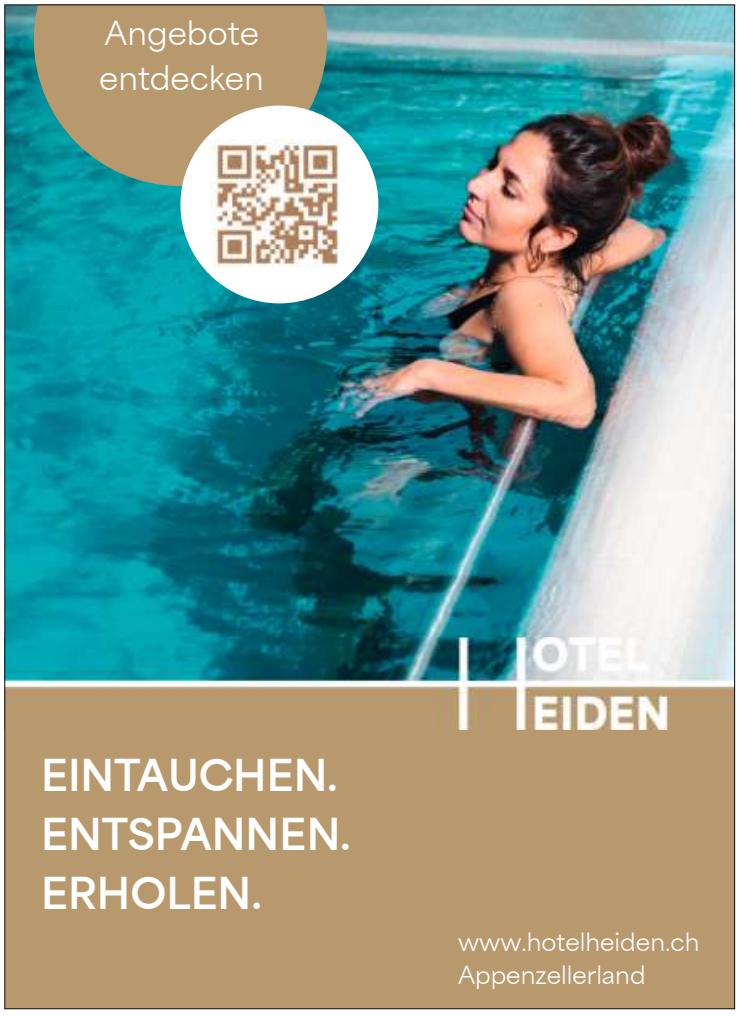
NEUE PRÄSENTATIONSFORM

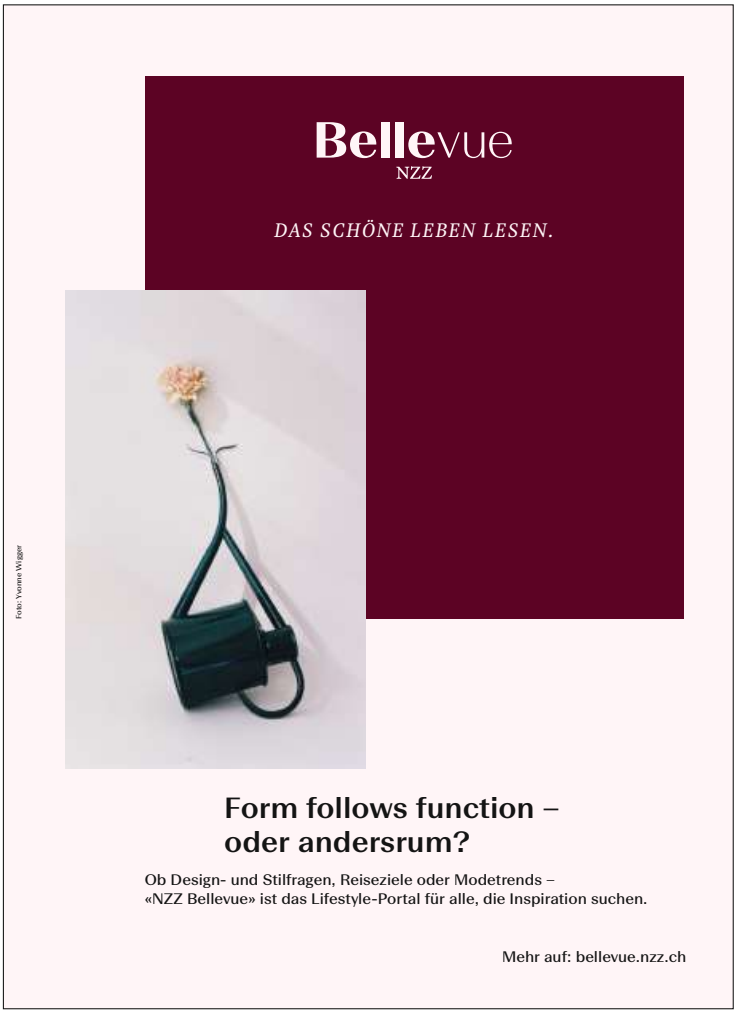
Die permanente Neukonfiguration des Daheims durch ihren Vater geschah sehr zum Missfallen ihrer Mutter. Sie ist von ihrem Naturell her eine Archivarin, eine Frau, die nach Ordnung strebt. Eines war den Eltern allerdings gemein: der Sinn fürs Kuratieren. Während Kanwar Mahinderpal Singh die Wohnräume kuratierte, nutzte Nony Singh, die Mutter, den Glastisch als Vitrine für ihre Fotografien. Oder sie komponierte umfangreiche Fotoalben. Und wer war ihr absolutes Lieblingssujet? Genau, Dayanita Singh, wie könnte es auch anders sein? Und was wurde aus dieser Tochter? Eine Künstlerin, die ihre Fotografien selbst immer wieder neu anordnet.

Dayanita Singh vergleicht Fotografie gern mit rohem Gemüse. Auch Fotografie sei ein Rohmaterial, aus dem man etwas machen müsse. Sie fotografiert nicht einfach Dinge, die schön sind. Ihre Bilder, egal ob von Menschen oder unbelebten Objekten, sind stets Spuren von Beziehungen. Sie hält Momente des Zusammenseins fest. Singh spricht von der Fotografie als einer Form von Freundschaft. Eine der Fragen, die sie sich stellt, lautet: Wie kann Fotografie zu einer körperlichen und emotionalen Erfahrung werden? Die indische Künstlerin spricht in diesem Zusammenhang auch von der Fotografie als Hyperlink.

Singhs Bilder sind in den seltensten Fällen dafür gedacht, an Wänden aufgehängt zu werden. Entweder sie werden in Büchern publiziert, oder sie werden für Ausstellungen gruppenweise in hölzernen Strukturen arrangiert. Manchmal sehen diese aus wie Transportkisten auf Rädern, manchmal wie überdimensionale Paravents und zuweilen fast wie Häuser. Diese Art der Präsentation ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Zum einen erin-

ANZEIGE





Für Singh ist Fotografie eine Form von Freundschaft. Eine der Fragen, die sie sich stellt, lautet: Wie kann Fotografie zu einer emotionalen Erfahrung werden?

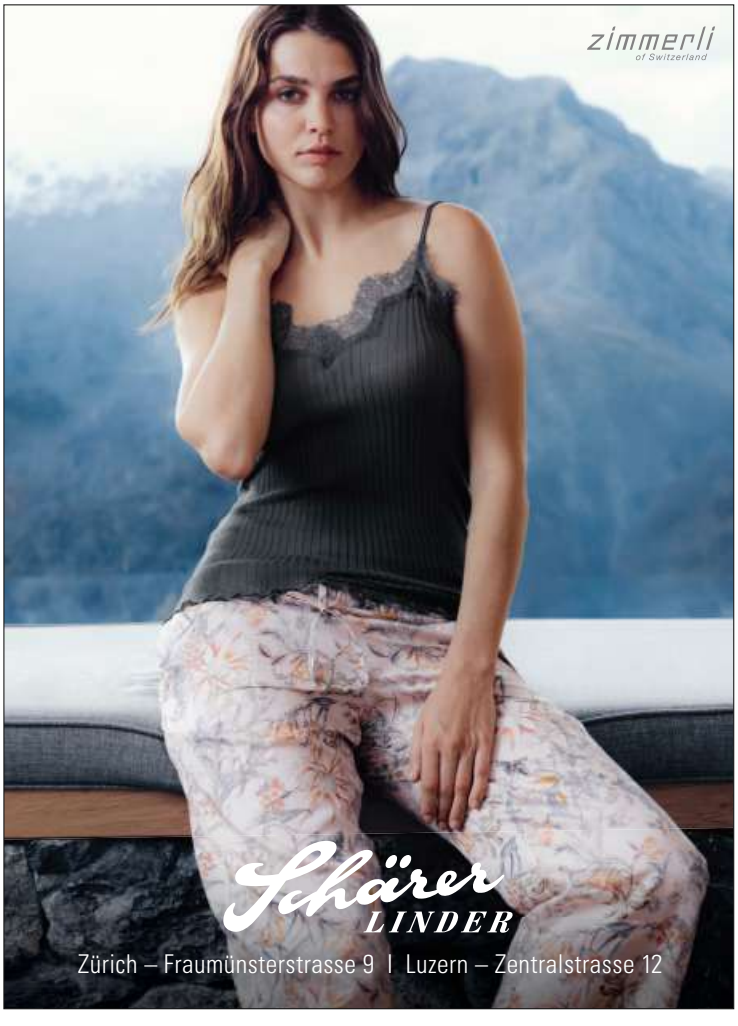
nert sie an die väterliche Aktivität als «Familienarchitekt». Ein Familienfreund war ein bekannter Architekt und Designer und liess seine Möbel beim selben Schreiner herstellen, der auch für Singhs Familie tätig war. Singh lässt ihre präzise gefertigten Displays aus dunklem Teakholz bis heute in diesem Familienbetrieb produzieren. Zum anderen stellen diese räumlichen Strukturen die klassische Form der Fotografie infrage, indem sie diese in die Nähe von Installationen rücken, wie man sie in der zeitgenössischen Kunst seit den 1970er Jahren kennt.

Kurze Zeit später sehen Dayanita Singh und ich uns in Indien wieder. Entlang mehrerer Ausstellungen, welche die Künstlerin initiiert hat, fahre ich von Mumbai nach Ahmedabad und von dort nach Vadodara. Es sind gleichsam die Augen der Künstlerin, die meine Reise durch «ihr» Land lenken. Ich besichtige viele beeindruckende Tempel und Bauwerke. Noch wesentlicher sind aber die Begegnungen mit Menschen vor Ort, die sie mir ermöglicht. Ich bin nicht einfach Touristin, sondern Besucherin. Ich werde durch die Künstlerin zu einem Teil ihres Netzwerks.

DIE «DRITTE BRUST»

In Delhi angekommen, dauert die Fahrt kürzer als vermutet, weil es Sonntag ist. Ich bin auf dem Weg ins Atelier der Künstlerin. Delhi ist eine Stadt mit rund 34,7 Millionen Einwohnern, und sich durch diesen Moloch zu bewegen, ist ein unberechenbares Unterfangen. Ich komme etwas zu früh, und die Künstlerin ist noch bei ihrer täglichen Yoga-Session. Yoga ist in Indien keine Lifestyle-Aktivität, die dem Stressmanagement dient, sondern Teil des Alltags. Genauso ist das Fotografieren für Singh ihre alltägliche Art, die Welt zu sehen. Dazu passt, dass sie ihre Kamera, die sie häufig auf Bauchhöhe trägt, als ihre dritte Brust bezeichnet. Vielleicht erklärt das auch ihre geerdete Ausstrahlung und ihre offene Art.

Bevor Singh mir ihr Studio zeigt, das über ihrer Wohnung liegt, macht sie einen ungewöhnlichen Vorschlag: ob wir nicht spontan zusammen eine Mini-Ausstellung kuratieren wollen? Sie nimmt eine Schachtel mit 16 Objekten hervor, die ein befreundeter



Architekt gestaltet hat: eine Art Nuss, ein Vogel, Münzen – und ungewöhnlich – ein Totem mit Menschenkopf –, alle golden bemalt. Die Sammlung liegt eingebettet in eine Materialschicht, die an Erde erinnert. Wenn man die Artefakte in die Hand nimmt, bleibt ein Abdruck zurück. Es dauert keine zwanzig Minuten, dann schaut Singh zufrieden auf das Resultat: Die entstandene Auslegeordnung könnte als Modell für eine künftige Ausstellung dienen. Das ist definitiv ein ungewöhnlicher Einstieg in ein Interview. Und er gibt einen Einblick in die Arbeitsweise der Künstlerin.

WAS IST EIN MUSEUM?

Das Atelier von Dayanita Singh ist ein magischer Ort: Bücherparadies und Museum in einem. Im Verlauf ihres Werdegangs kreierte Singh verschiedene «mobile Museen», die verschiedenen Themen gewidmet sind: Archiven, Architektur, Musik oder Porträts von Menschen. Neun dieser Serien werden 2017 im Buch «Museum Bhavan» vereint. Die Museen der Künstlerin wachsen bis heute weiter. Durch ihre Praxis stellt sie das westlich-abendländische Konzept des Museums als hehren Tempel der Kunst auf den Kopf. Und manchmal wird Singh selbst zum wandelnden Museum: In «My Life as Museum» (2018) trug sie in Venedig eine Jacke mit neun Taschen, jede mit einem ihrer «Museum Bhavan»-Leporellos bestückt. Alles ist in Bewegung, wie damals, als sie mit Zakir Hussain durch Indien tourte.

Auf einem Tisch liegen mehrere Stapel mit Fotografien. Dayanita nimmt ein paar Bilder in die Hand, plötzlich springt ihr ein Detail ins Auge. Sie hält zwei Bilder nebeneinander: «Was geht hier vor? Ich weiss, dass irgendetwas passiert», sagt sie. Als Archivarin ihres eigenen Archivs kann sie neu auf Bestehendes reagieren, neue Linien und Erzählstränge kreieren. Archive als Orte des verborgenen und verstummten Wissens faszinieren Singh schon länger, sie fotografiert diese Räume seit vielen Jahren sowohl in Indien als auch in Italien. Nächstes Jahr, Mitte April, eröffnet eine grosse Ausstellung im «Archivio di Stato» von Venedig, wo ihre 25 Jahre dauernde Auseinandersetzung mit italienischen Archiven gezeigt wird.

Ihr eigenes fotografisches Archiv wird für sie immer wichtiger. Seit der Pandemie arbeitet sie intensiv damit. Ab 2019 entstanden die ersten «Montages», in denen sie alte und neuere Bilder neu konfiguriert. Dabei schneidet sie ihre Fotografien eigenhändig, überlagert mehrere Bilder und schafft durch die Schichtung weit auseinanderliegender Epochen und Orte etwas Neues: Echokammern, die Zeit und Raum überbrücken. Als Betrachterin spürt man zwar, dass sich hier verschiedene Welten begegnen, doch das Auge akzeptiert diese fiktiven Orte als dritte Räume. Damit entlarvt Singh auch das

ANZEIGE

Konstruierte jeder Fotografie – ein höchst aktuelles Thema, Stichwort KI-manipulierte Bilder. Sie sei durch diese Überlagerungen zur «Foto-Architektin» geworden, sagt die Künstlerin.

SINGHS WEGE IN DIE SCHWEIZ

Immer wieder erwähnt sie Mentorinnen und Mentoren, die ihr Leben massgeblich verändert haben. Zakir Hussain war ein solcher Mensch. Eine andere Figur ist Mona Ahmed, eine Transperson. Singh lernte Ahmed 1989 im Rahmen eines Auftrags als Fotojournalistin kennen; sie sollte damals eine Eunuchen-Community in Delhi porträtieren.

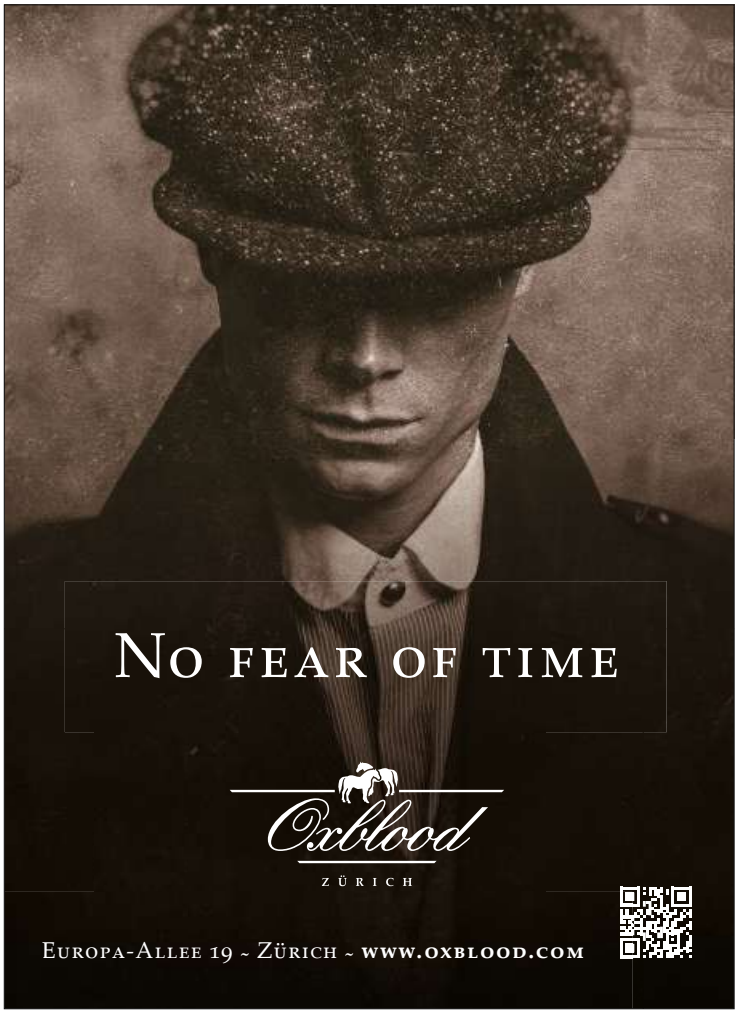
Die Bilder wurden zunächst nicht publiziert, vielmehr entspann sich aus dieser Begegnung eine enge Freundschaft. Und hier kommt nun Zürich ins Spiel, besser gesagt der Verleger Walter Keller (1953–2014). Ihn traf Singh erstmals 1992 im Buchladen seines Verlags Scalo, der sich an der Weinbergstrasse befand. Er schaute das Portfolio der damals 31-jährigen Fotografin an und empfahl ihr, zunächst keine Bücher zu machen, sondern den Fokus auf das Aufbauen eines Archivs zu legen. Dayanita Singh folgte diesem Rat.

1997 erhielt sie ein Stipendium der vom Schweizer Fotografen Robert Frank gegründeten Stiftung, was ihr erlaubte, ihre Karriere als Fotografin weiterzuverfolgen.

Damals war Singh vor allem als Familienfotografin tätig; die Porträts schenkte sie den Familien. Als Walter Keller sich mit einer Publikation ihrer Fotografien einverstanden erklärte, folgte die nächste Überraschung. Er wollte Dayanitas Bilder von Mona zeigen. Natürlich nicht ohne deren Einwilligung.

Die Buchvernissage fand auf dem Mehendyan-Friedhof in Delhi statt, in dem Mona bis zu ihrem Tod 2017 lebte. Sogar der Schweizer Botschafter kam.

Das Video der Buchvernissage wurde dieses Jahr in der Ausstellung «Mona and Myself» in der Gallery White in Vadodara gezeigt. Ich schaute sie mir an. Auch nach ihrem Tod spukt Mona gleichsam als Geist in mehreren Bildmontagen der Künstlerin herum. In einem Video ist zu sehen, wie Mona alte Gedichte auf Urdu rezitiert.

Kaum trete ich aus den gekühlten Galerieräumlichkeiten in Delhi, werde ich von der indischen Hitze empfangen. Diese Empfindung vermischte sich mit dem Gesehenen und Gehörten. Fotografie hat auch mit Fühlen zu tun. Das ist das Geschenk, das Dayanita Singh uns macht. ■

Ende Jahr erscheinen im Steidl-Verlag mehrere neue Bücher von DAYANITA SINGH. Und im Kunstmuseum Basel wird im Rahmen der Ausstellung «Offene Beziehungen» ihr «Museum of Tanpura» gezeigt. Das Eröffnungsdatum stand vor Redaktionsschluss noch nicht fest.